Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 32

Artikel: Heimatschutz im Kanton Thurgau

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie sie ängstlich und ungeschickt ist! Die ungewohnte Umgebung und die Angst machen sie noch viel unbeholfener. Und sie spürt, daß so viele Blicke sie prüfend streifen. Sie wünscht sich fort, nach Hause vielleicht, wo sie ruhig und ungeniert ist. — Und doch ist ihr wohl, so herrlich wohl — sie weiß nicht recht warum, aber eine erquickende Wärme rinnt ihr ins innerste Herz.

Sie wagt es kaum, eine Traube zu nehmen, als die Serviertochter die purpurnen Früchte zum Dessert anbietet. Ein paar winzige Beerlein nur fischt sie heraus. Da lacht das Krankenschwesterlein, frisch und unbekümmert, und sie langt die größte und schönste Traube heraus, Pfirsiche und Feigen dazu, und sie legt die köstlichen Schätze der Mutter auf den Teller:

„Mutter, iß! So schön bekommst du's nie mehr."

Sie ist sehr erschrocken. Was werden die Leute von ihr denken! Aergern werden sich alle über ihre Unbescheidenheit.

„Nein, nein, was denkst auch!" wehrt sie. „Es ist eine Sünde, so zu essen, wenn man nichts gearbeitet hat."

Sünde? — Nichtsgearbeitet?

Altmodisches Mütterlein!

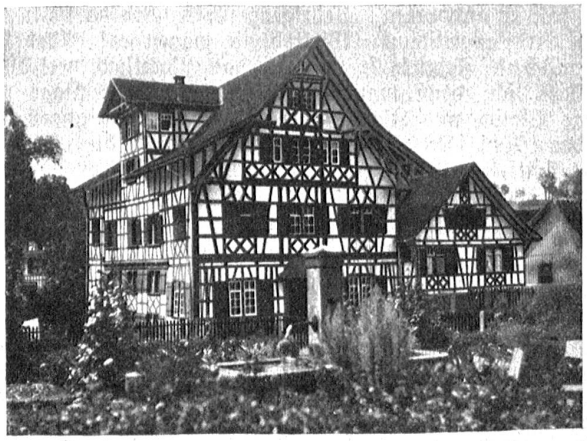
Die Mühle Schönenberg bei Kradolf. Ein mächtiger, stolzer Riegelbau, der, frisch renoviert, sich mit dem Hintergrunde der Ruine „Last" sehr hübsch ausnimmt. (Klischee Heimatschutz.)

Heimatschutz im Kanton Thurgau.

Es fehlt unserem Schweizerländchen nicht an Vielgestaltigkeit, auch nicht in Hinsicht auf die Eigenart der Bauformen. Jeder Kanton fast, ja innerhalb der Kantone schier jede Talschaft oder Landschaft, hat ihre Besonderheiten in der Bauart ihrer Häuser. Das burgundische Haus, das alemannische und das fränkische Haus, das Alpenhaus und das italienische Haus, sie bezeichnen nur Typen, die in den verschiedenen Gegenden unseres Heimatlandes auf die verschiedensten Weisen variiert sind.

In der Ostschweiz herrscht das fränkische Haus mit seinem hohen Riegelgiebel vor; bis tief ins Herz der Urschweiz ist das Riegelhaus vorgedrungen. Aber nirgends findet man es so rein und unvermischt erhalten wie im Kanton Thurgau. Mit dem warmen Rotbraun seines dekorativ betonten Gebälkes und dem leuchtenden Weiß seines Mauerwerkes gibt das Riegelhaus dem Thurgauerdorf eine geradezu malerische Note.

Wie überall, so hat auch im Thurgau die städtisch angehauchte Allerweltsbauweise, die jede landschaftliche und historische Eigenart ausmerzt, dem Charakter der Dörfer in baulicher Hinsicht schon schwer Abbruch getan. Daß dies in nicht noch vermehrtem Maße geschehen ist, daß sehr viele Thurgauer Dörfer noch schöne und charaktervolle Riegelbauten aufweisen, das ist zu einem schönen Teil das Verdienst der Thurgauer Heimatschutz-Vereinigung, deren derzeitiger Präsident, es ist Herr H. Gremminger-Straub in Amriswil, ein überaus tatkräftiger Hüter und Förderer der Heimatschutzidee ist. Die hier reproduzierten Aufnahmen typischer Riegelhäuser aus dem Kanton Thurgau sind von ihm oder durch ihn veranlaßt; wir entnehmen sie dem letzten „Heimatschutz"-Heft, in dem er nebst einem Ueberblick über die Heimatschutzbestrebungen im Thurgau auch einen hübschen Aufsatz über die Thurgauer Werktagstracht geschrieben hat, wie wir sie hier — auch nach einem Klischee aus dem genannten „Heimatschutz"-Heft — reproduzieren.



Der „Spittel" Hauptwil. Ein markanter Riegelbau mitten in der Ortschaft, der dem alten Dorfteil seinen Charakter gibt. (Klischee Heimatschutz.)

Gremminger charakterisiert die Thurgauer Werktagstracht wie folgt: „Ein einfaches „Gstaltröckli" mit Sack und Brustvorderschluß in kleinen Knöpfen, leicht und ring, wie man das heute begehrt. Der Stoff ist ein billiger, möglichst kleinfiguriger Blaudruck, der mit großem Vorteil vor der Vernähung gebrüht wird, damit er nicht abfärbt, was er sonst stark tut. Dazu kommt eine kotonene graublaue, zartgestreifte oder quadrierte weite Schürze, die auch in ähnlichem Muster rohleinen sein darf. Diese Leinenschürze ist aber viel schwerer und viel teurer, Kotonen ist vorzuziehen. Unsere Vorfahren trugen ganzleinene Hemden zur Arbeit, die Aermel kurz und bis Mitte Oberarm aufgerädelt und oft in Falten geglättet, also in der Kürze sehr modern und bequem für die Arbeit. Das sogenannte Gstalt ließ den Hals ganz frei, ohne aber direkt ausgeschnitten zu sein, wenigstens war nichts vom Hemd zu sehen. Dafür wurde um den Hals gegen Sonne und Staub ein Dreizipfeltüchlein lose geknüpft, in weißem Baumwollstoff oder gestrickt. Statt des schweren Hemdes baut man sich heute nur ein Aermelblüschen, hinten mit Knöpfen schließbar, oder man näht sich sogar die zwei Aermel nur an das Aermelloch des „Gstaltes". Für Hausarbeit sind weiße Strümpfe dazu sehr hübsch. Für Garten und Feld aber wären sie zu heikel und können durch blaue oder schwarze ersetzt werden. Der Schuh ist ein kräftiger bequemer Halbschuh."

Im gleichen Heft äußert sich eine Thurgauer Heimatschützlerin über die Gefahren, die unserer geistigen schweizerischen Eigenart drohen. Unsere Lebenshaltung, unser Fühlen und Trachten wird immer mehr vom großstädtischen Vorbild, das uns jenseits der Grenze in aufdringlicher Reklame aufleuchtet, beeinflußt. Die Warenhäuser zeigen uns die Muster einer unschweizerischen fremdländischen Kultur, und wir lassen uns diese Muster und Maßstäbe für die Lebenshaltung und Lebensbetrachtung ohne Widerstand aufzwingen. Das ist nicht schweizerisch und wird sich früher oder später kulturell und politisch rächen. Unser bestes Schweizertum ist dadurch bedroht.

Der Widerstand gegen diese Entwicklung ist undankbar, weil aussichtslos. So scheint es beim ersten Ueberprüfen. Aber sicher hat die Thurgauerin recht, wenn sie den Schweizerfrauen folgendes zu bedenken gibt: „Aber das eine dürfen wir uns nicht verwässern oder gar verdrängen lassen:

Thurgauer Werktagstracht. (Klischee Heimatschutz.)

unsere republikanische Gesinnung, unser währschaftes, solides Schweizertum, unser — ach, man hat kein rechtes Wort in unserer Sprache für das, was ich meine. Etwas davon steht im Liedli: „Was isch doch au das heimelig", aber nicht ganz alles, Gottfried Keller meint dieses Etwas auch im Fähnlein der sieben Aufrechten und hat auch kein zusammenfassendes Wort herausgefunden. Er mußte Gedichte und Geschichten schreiben, um es zu veranschaulichen, und ganz herausgebracht hat er's auch nicht, was es war am Schweizergeist, das ihm so lieb und teuer war — gewiß nichts Sichtbares — es ist einfach ein Wesenszug an unserer Eigenart, den wir mit keinem anderen Land gemeinsam haben. Und diesen kostbaren Schatz müßte der Heimatschutz in erster Linie hüten, nach meiner Auffassung. Da dürften dann auch wir Mädchen und Frauen mithelfen. Wir m ü ß t e n sogar! Für uns wär's eine stille Arbeit. Jedes an seinem Platz müßte einfach durch sein Leben zeigen, was gute, echte Schweizerart ist. Dem Mann sind sie Lebenskamerad, den Kindern Mutter und Freundin. Aber auch dem Dienstmädchen sind sie Mutter und Beraterin, sie spielen nicht die Herrin, so daß es nie die bittere Pille des Rangunterschieds schlucken muß. Die Mode und die modernen Tänze und all der Kram unserer Zeit ist dieser Frau nicht wichtig. Ihre Kleider sind einfach, gediegen, dem Rahmen der Gegenwart angepaßt. Die Begriffe „hochelegant, chic" können nicht in ihren Kreis dringen, ebensowenig der Flirt, denn sie ist ja Hüterin der Zucht und Ehrbarkeit. Sie schämt sich, wo frivol geredet wird, aber sie schämt sich nie, zu arbeiten. Sie lehrt auch ihre Kinder die Freude zur Arbeit und die Achtung vor den Arbeitenden. Grad das letztere ist ein Faktor, der mich so wichtig dünkt. Und gerade da geben die Frauen den Ton an.

Täuschen wir uns nicht, wir Frauen sind schuld, wenn das Beste an unseren nationalen Eigenschaften verloren geht. Von uns hängt es ab, was für ein Geist im Hause weht. Ich appelliere an alle Frauen und Maitli in und außer dem Heimatschutz: Kommt, wir wollen den Mut haben, echte Schweizerinnen zu sein, der Gesinnung nach! Wir wollen die Einfachheit, Treue, Genügsamkeit, den Fleiß, die Ehrbarkeit und „Währschaftigkeit" unserer Altvordern auch zu unseren Tugenden zu machen suchen. Dann tun auch wir in aller Stille unseren Teil am Heimatschutz."

Die Lücke.

Das Privatinstitut Kiesler will seinen Freunden und Gönnern eine Abendunterhaltung bieten. Kaum sind die letzten Teller und Bestecke in großen, grauweißen Körben nach der Küche abgeschoben worden, da beginnt sich schon der Speiseraum in einen Konzertsaal umzuwandeln. Die untern Räume des Instituts sind erfüllt vom Gepolter des Bänketragens, und nur wenn ein belehrendes Kommandowort dem Durcheinander für einige Augenblicke Halt gebietet, dringen die Weisen der Chorgesangprobe vom Musiksaale durch, und von den Uebungszellen tollen einige nekkische Geigentriolen daher. Aber die ersten Gäste treffen schon einen stillen, fertigen Saal an, und allgemach erlischt und erstirbt die ganze obere Reihe der hellerleuchteten Fenster, die Lichtaugen der Musikzellen blitzen ab, und bald hat der untere Saal alles Leben an sich gezogen. Nur ein Zögling ist nicht erschienen, Fritz Waßmann, der tüchtige Tenor. Im dunklen Zeichnungszimmer steht er, scheinbar gleichgültig, an die Fensterbrüstung gelehnt. Hier wird ihn niemand suchen, und der Gesangsdirektor wird vergeblich nach ihm fragen. Aber warum mußte er ihn gleich so barsch und gereizt anfahren, als er in der Stimmpause mit Wenger plauderte? Er, Fritz Waßmann, den man nach dem Urlaub auf ausdrücklichen Wunsch des Gesangslehrers sofort zum Singen abgeholt und dem die Kameraden bezeugt haben, wie sehr man ihn vermißt hat an der vorletzten Probe, er hätte sich das unverwiesen erlauben dürfen. Nun — die empfindliche Lücke wird dann von selbst bezeugen, was Fritz Waßmann gelten soll. Schon ertönt das Eröffnungslied. Hämisch zieht der trotzige Zuhörer die Mundwinkel tiefer. Diese pompöse, überlaute Hymne wird glatt gelingen; denn schreien kann schließlich jeder. Das will noch nicht viel heißen. Aber das nächste Lied! Fritz mißt die Zeit ab und überlegt: Drei Gedichte, zwei Orchesterstücklein, und dann — ja dann wird die Zeit seines Triumphes gekommen sein. Ungeduldig blickt er in die Krone der großen Ulme hinunter, die im Lichtschein der Saallampen hellgrün leuchtet. Und grasgrüne Blütentrauben trägt sie — wie armselig! Aber eigentlich — es muß auch Bäume geben, die so bescheiden blühen. Nicht jeder kann ein Kirschbaum oder Apfelbaum sein. — Da mischt sich in Fritzens Trotz ein Anflug von Bedauern: Der ratlose Direktor, das arme, schöne Lied! Doch nein, statt eines Dankes wird er nur Vorwürfe über sein Verbleiben einzuheimsen haben. Und was soll er antworten? Uebrigens ist es schon zu spät; das Lied wird angestimmt. Wirklich, sie wagen es! Aber kein Mißglücken! Fritz muß sich auf das Nachtlied vertrösten. Er setzt sich; denn manches Gedicht, manche Einlage und einige Violin- und Klavierstücke müssen erst noch abgewartet werden. Nun fällt ihm die eigene Rezitation, die „Trauer" von Gottfried Keller ein. Unwillkürlich prüft er eine unsichere Stelle nach:

„... Die Sonne steht am Himmel,
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein
In einer Königstracht?..."

Das wird nun ausfallen müssen. Und plötzlich findet er die Strophe gar nicht mehr so lustig, wie er sie bis heute herzusagen pflegte. Doch still! Schnell hinter den Schrank getreten! Schritte nähern sich dem obern Korridor. Also doch, denkt Fritz. Aber es ist nur der Hausknecht, der seine Dachstube aufsuchen will.